

Leseprobe *Der Lichtsinger*

von
Adelina Zwaan

Entwurf

Widmung

„Für die Töchter, die keine Vögelchen sein wollten.
Für Mütter, die uns trotzdem so riefen.“

Der Song

Wenn ich die Augen schließe
kann ich alles sehen
ein Loch im Stein
atmet Licht

Wellen aus Gold
brechen sich darin
wie eine andere Welt
die nicht hier endet

Ihr Haar im Wind
ein kurzer Schnitt aus Wärme
den niemand festhält

Und wenn ich träume
steht das Meer still im Stein
ich halte ihn
über der Brust
halte den Durchgang
halte mich

Wenn ich meine
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine
Wenn ich meine Augen schließe

Wenn ich die Augen schließe
kann ich alles sehen
Meer und Wellen
dunkel und weit

Stein in meiner Faust
mit einem Loch, das nicht bricht
hindurch fällt Licht

Und wenn ich nicht leben kann
will ich nur sein
wo du warst
wo ich ihn hielt
wo Licht durch mich ging

Wenn ich meine
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine
Wenn ich meine Augen schließe
Wenn ich meine
Wenn ich, Wenn ich, Wenn ich
Wenn ich meine
Wenn ich meine Augen schließe ...

Kapitel 1 Das Haus aus Licht und Schweigen

1986 - Kiepenbrook, ein kleiner Ort an der Ostseeküste. DDR.

Der Sand ist noch warm von der Sonne. Das Wasser der Ostsee schwappt um meine Knöchel, während ich am Ufer entlanglaufe. Das Meer kitzelt meine Zehen und zieht sich zurück. Ich drehe mich im Kreis, lasse es gewähren.

Meine Brottasche schlägt bei jedem Schritt gegen meine Hüfte. Das Leder ist glatt von vielen Händen, die vor mir ihr Frühstück in den Kindergarten getragen haben. Vorhin gab Omi sie mir mit einem Zwinkern: „Für deine Fundstücke, Engelchen.“

Nun steckt sie voller Treibholz, Muscheln, Federn. Ich zähle nach: Eis, wei, trei, wir, ünf ... Plötzlich stoße ich gegen etwas Festes.

Ein Junge.

Die untergehende Sonne färbt sein Gesicht in warmes Orange. Er ist älter als ich. Der Wind fährt durch sein dunkelbraunes Haar. Er steht da, schaut aufs Meer.

Ich platsche mit den Füßen. Nichts.

Ich hüpfte, lasse Wasser aufspritzen, warte.

Nichts.

Ich bleibe einen Moment stehen. Dann halte ich es nicht mehr aus. „Wer bist du?“

Seine Schultern zucken. „Egal.“

„Wo wohnst du?“

Sein Blick geht zum Haus neben Omis. „Bei Opi.“ Er legt den Zeigefinger an den Mund. „Schhhh.“

„Wieso Schhhh?“, frage ich flüsternd.

„Da hinten ...“ Er zeigt zur Sonne, zögert kurz. Dann, leise: „Was is dort?“

„Noch mehr Wasser?“

Er schüttelt den Kopf. „Nee. Noch mehr Land.“ Er steckt die Hände in die Hosentasche. „Nix für kleine Mädchen.“

Ich strecke ihm meine Hand entgegen, zeige meine Finger. Wie viele braucht man, um groß zu sein? Besser ich nehm einen mehr. „Ich bin schon groß.“

Wir schauen aufs Wasser. Die Sonne wird ganz rund im Meer.

„Da! Jetzt taucht sie ein.“ Er klatscht in die Hände. „Und was sag ich?“

Ein Schauer läuft mir den Rücken runter.

Er presst die Lippen zusammen. Doch dann beugt er sich zu mir vor. „Es gibt Patrullen. Dann musst du schnell sein.“

„Und wenn nicht?“

„Dann hört's jemand.“

Er kratzt sich an der Stirn. Schaut zur Düne.

„Wer denn?“

„Ist kalt heute“, sagt er, und steckt seinen Fuß in das Wasser.

„Dana, komm sofort ins Haus.“

Mama ruft. Die Stimme fliegt hart über den Strand. Ich zucke zusammen.

Sie will zurück nach Berlin. Allein. Ich soll bei Omi bleiben. Alle sagen, es wird schön. Aber mein Bauch zieht sich zusammen.

„Lauf schon zu ihr“, sagt der Junge.

Ich hole den Hühnergott aus der Tasche, halte ihn ans Auge. „Ich seh sie nicht. Nur dich. Und jetzt die Sonne.“

„Darf ich auch mal durchgucken?“

Mama stemmt die Hände in die Hüften. „Nu mach schon, Dana.“ Ihre Stimme tut in den Ohren weh.

„Jaaa“, brülle ich gegen den Wind.

„Du kennst unsere Regel. Ich ruf dich und du kommst zu mir.“

Es kribbelt in meinem Bauch. Wie wenn ich zu schnell renne. Ich will noch bei dem Jungen bleiben, mehr erfahren, aber Mama steht in der Düne, neben dem Weg zu Omis Haus. Der Wind zerrt an ihrem Kleid, das sonst nie flattert. Ihre Finger krallen sich am Taschenriemen fest, als wollte sie etwas halten, das schon wegrutscht.

Neben ihr: Omi. Wie ein Felsen.

„Sie klingt sauer“, sagt der Junge.

„Wie 'ne Truzine.“

„Wie was?“

„Ne Truzine.“ Was auch immer das ist, es klingt stachelig.

„Kein Plan, was du meinst. Geh lieber, bevor sie noch saurer wird.“

„Wollen wir morgen zusammen spielen?“

„Vielleicht. Geht früh los.“

„Wohin?“

Er deutet zum Horizont.

„Du stirbst?“

Er hebt den Finger an die Lippen. „Schhh! Ich sterb nicht, versprochen.“

Ich grinse, renne die paar Schritte den Strand hinauf und greife nach einer Möwenfeder im Sand. Weiß mit grauem Rand. Weich und leicht.

Als Friedensangebot strecke ich Mama die Feder entgegen: „Für dich. Hab ich gefunden.“

Sie sieht sie kaum an. „Aber Vögelchen, Möwen übertragen Krankheiten. Hörst du nie zu, wenn ich dir was sage?“

Mama winkt mich heran. Die Feder wandert in meine Brottasche. Der Wind pustet über den Sand. Möwen kreischen.

Ich stapfe los.

Der Junge steht noch da. Genau dort, wo die Wellen verlaufen. Breitbeinig. Er rührt sich nicht. Dann wirbelt er herum um, wedelt mit den Armen. „Du meinst 'ne Zitrone, oder?“

Meine ich. Eine stachelige Truzine.

Er winkt mir zu. Kein Lächeln, kein Wort. Nur das.

Langsam schendere ich zu Mama und Omi.

„Ich hab dich dreimal gerufen, Dana“, sagt Mama. Die Stirn glänzt. Ihre Stimme pickt. Nicht laut, aber spitz genug, dass sie an meiner Kleidung hängen bleibt.

„Ich hab ihm–“

„Schhh!“

Omi legt kurz die Hand auf Mamas Rücken. „Wen meinst du?“

„Den Jungen“, antworte ich. „Den dort am Strand. Wollte morgen früh mit ihm spielen.“

„Aber das kannst du doch“, sagt sie.

Mamas Augen verengen sich. „Hansen hat mitten in der Woche Besuch von seinen Kindern?“

„Kann ich eben nicht. Morgen früh sind sie weg. Ganz früh.“

„Nach Hause zurück?“

„Nein, dahin wo die Sonne eintaucht.“

Keiner sagt etwas. Omis Schultern wirken wie aus Holz geschnitzt.

„Was hat er noch gesagt?“, fragt Mama.

Ich zeige zum Horizont. „Dass die Sonne untergeht und Leute sterben.“

Mama presst die Lippen zusammen.

Omi schaut kurz zum Nachbarhaus. Ihr Blick bleibt einen Moment zu lange dort hängen. Dann beugt sie sich zu mir herunter, so nah, dass ihre Stimme fast im Wind verschwindet. „Vergiss das“, sagt sie leise. Sie räuspert sich, als hätte sie sich versprochen. „Und sprich mit niemandem darüber.“ Ihre Hand liegt noch auf meiner Schulter, drückt einmal leicht zu, dann lässt sie los. „Es ist wichtig, Dana.“

Mehr sagt sie nicht. Ihr Blick geht schon wieder weg, dorthin, wo der Strand endet, und die Häuser beginnen.

Mama atmet tief durch. „Dana, du kannst nicht mitkommen, bist besser bei Oma aufgehoben.“ Sie spricht ganz ruhig. Ungewohnt. Ihre Augen sind rot. Wie nach dem Weinen. Sie sagt nichts mehr, schaut an mir vorbei.

Meine Finger klammern sich um den Lederriemen der Brottasche. Ich will etwas sagen, aber mein Mund bleibt zu. Etwas zieht meinem Bauch nach unten, als hätte ich Sand verschluckt.

Mama dreht sich weg, wischt sich was aus dem Augenwinkel. Unter einem Schiefen erhebt sie sich, geht zum Wagen. Nur ihr Rücken bleibt mir, ihr Schweigen.

Der Trabbi jault auf. Weg ist sie.

Am liebsten möchte ich hinterherlaufen, aber Omi drückt mich an sich, legt die Hand auf meine Schulter. Ich lehne mich kurz an sie. Sie riecht nach Lavendel und Salz.

„Warum mag sie mich nicht?“

Omi beugt sich herab, wischt meine Tränen von der Wange. „Sie muss doch arbeiten. Ganz viel.“

Mit einem Ruck schlage ich ihre Hände weg „Tante Rita aus dem Kindergarten sagt, dass sie die hier auch findet.“

Ich stapfe in das alte Kapitänshaus. Drinnen riecht es nach Apfel und Linoleum. Im Fernsehen läuft die Aktuelle Kamera. Herr Wasserkocher pfeift.

Omi reicht mir eine dampfende Tasse Kamillentee. Ich sehe aus dem Wohnzimmerfenster. Zum Strand.

Er steht noch dort.

Der Junge.

Ich krame den Hühnergott aus der Tasche, drehe ihn in meiner Hand. Dann setze ich ihn ans Auge. „Was, wenn er Morgen stirbt?“

Omis Finger schiebt sich unter meinem Kinn. „Ich hab eine Idee. Lauf hin. Zu ihm. Ich stell solange den Tee warm.“

Sofort stürme ich zur Haustür, renne zu ihm.

„Du da“, rufe ich atemlos. „Hier, den schenk ich dir. Pass gut auf ihn auf, ja?“

Er schaut erst den Stein an, dann mich, als müsse er sich versichern, ob das erlaubt ist. „Wirklich?“

Ich nicke. „Klar doch. Der ist echt nützlich für Seefahrer und so. Wenn du durch das Loch guckst, siehst du alles, was sonst keiner sieht. Mach mal.“

Er nimmt den Hühnergott nicht einfach. Er hält ihn erst in der offenen Handfläche und starrt darauf, als wäre es ein lebendiges, kostbares Ding. Dann presst er ihn gegen seinen Pullover, genau über dem Herzen, und hält ihn dort fest, die Augen geschlossen.

Erst danach blinzelt er und grinst. Als er durch das Loch guckt und ein Auge schließt, zieht sich die Lippe hoch. Zwei Schneidezähne fehlen.

„Das ist 'ne Wucht. Jetzt seh ich's“, murmelt er.

Ich mag, wie er das sagt. Nicht laut, nicht für alle. Nur für mich.

„Mit dem brauchst du morgen keine Angst haben“, flüstere ich.

Er nickt. Dann schaut er zum Wasser. Still, mit diesem Blick, der weiter reicht, als ich es jemals bei jemandem gesehen habe.

Ende der Leseprobe